

# Archäologische Funde aus den mutmaßlichen Gräbern von Johann Sebastian und Anna Magdalena Bach

## I.

Mit dem Inhalt eines Glaskästchens aus dem Archiv der Leipziger Nikolai-kirche, das zwei Eichenholzsplinter, ein gewölbtes Metallstück, ein kleines Schloß und einen Fingerhut enthält (siehe Abb. 1), ist eine Geschichte verbunden, die sich auf einem schmalen Grat zwischen Indizien und Spekulation bewegt. Die Spur dieser rätselhaften Fundstücke führt zu der 1894 vorgenommenen Suche nach dem Grab Johann Sebastian Bachs auf dem alten Johannisfriedhof, das bekanntermaßen schon Robert Schumann 1836 suchte, jedoch nicht finden konnte.<sup>1</sup> Johann Friedrich Rochlitz, der bereits im Jahr 1800 geäußert hatte, es sei „umsonst ... Sebastian Bachs Ruhstätte ... in Leipzig ausforschen zu wollen“, hätte allerdings mit der Hilfe von Bachs jüngster Tochter Regina Susanna, die noch in Leipzig lebte, das Grab ohne große Mühe ausfindig machen können.<sup>2</sup> Mit dem Tod der letzten in Leipzig verbliebenen Nachfahren Bachs 1818 dürften die Informationen über seine Grabstelle, die niemals durch einen Stein oder ein Kreuz markiert worden war, äußerst rar geworden sein. So überrascht es kaum, daß in der ersten Veröffentlichung über den Johannisfriedhof 1836 das Grab Bachs nicht einmal erwähnt wird.<sup>3</sup> Acht Jahre später erschien ein weiteres Büchlein über den Friedhof, worin nun immerhin vermerkt wurde: „... unmöglich war es, das Grab von Johann Sebastian Bach ... zu ermitteln.“<sup>4</sup> Felix Mendelssohn Bartholdys Engagement für Bach – wie das von ihm gestiftete und 1843 enthüllte Bach-Denkmal und seine Konzerte – hatte zweifellos das allgemeine Interesse an dem ehemaligen Thomaskantor gefördert. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts stetig wachsende Sensibilisierung für die Musik und die Person Bachs sowie der bevorstehende Neubau der Johanniskirche auf dem alten Johannisfriedhof veranlaßten den Kirchenvorstand von St. Johannis 1894 schließlich, die Suche nach dem Grab aufzunehmen. Eigens für dieses Projekt wurde eine Kom-

<sup>1</sup> R. Schumann, *Monument für Beethoven*, in: Neue Zeitschrift für Musik 4, Nr. 51 (24. Juni 1836), S. 212.

<sup>2</sup> Dok III, Nr. 1032. Nur wenige Wochen später veröffentlichte Rochlitz den Spendenauftrag für Regina Susanna Bach (1742–1809); es bestanden offensichtlich persönliche Kontakte (siehe Dok III, Nr. 1034 und 1044).

<sup>3</sup> C. C. C. Gretschel, *Der Friedhof bei St. Johannis*, Leipzig 1836.

<sup>4</sup> H. Heinlein, *Der Friedhof zu Leipzig*, Leipzig 1844, S. 202.

mission gebildet, der unter anderem der Leipziger Professor der Anatomie Wilhelm His, der Bildhauer Carl Seffner und der Historiker Gustav Wustmann angehörten. Die Ergebnisse der Grabungen und Untersuchungen veröffentlichte His im Auftrag der Kommission 1895 in einem Bericht an den Rat der Stadt Leipzig.<sup>5</sup>

His nennt in seinem offiziellen Bericht einen Anhaltspunkt für die Auffindung der Gebeine, aufgrund dessen das Grabungsareal sich wesentlich eingrenzen ließ: „Nach der bestehenden Ueberlieferung sollte ... Bach sechs Schritte geradeaus von der Thüre an der Südseite der Kirche beerdigt worden sein“.<sup>6</sup> Eine Quelle für diese Überlieferung wird allerdings nicht genannt. Wustmann, der kurz zuvor einen eigenen Beitrag zum Thema „Bachs Grab“ veröffentlicht hatte, stand dieser „angeblichen Tradition“ sehr kritisch gegenüber. Durch ihn erfahren wir immerhin Näheres über ihr Zustandekommen: „Ein Mann von fünfundsiebzig Jahren – es ist der in Leipzig allbekannte Lokalhistoriker des Leipziger Tageblatts ... soll kürzlich erzählt haben, daß ihm, als er fünfzehn Jahre alt gewesen sei, ein damals neunzigjähriger Gärtner die Grabstelle Bachs gezeigt habe. Von der kleinen Thür an der Südseite der Kirche sechs Schritte geradeaus – dort sei das Grab gewesen.“<sup>7</sup> Die „kürzlich“ erfolgte Mitteilung des ungenannten „Lokalhistorikers“ erschien allerdings bereits neun Jahre zuvor – mit kleinen Abweichungen – in der *Leipziger Zeitung* vom 21. März 1885:

Nun kann aber Correspondent aus eigener Erfahrung mittheilen, daß vor länger als fünfzig Jahren ein über achtzig Jahre zählender Leipziger Einwohner, ein Gärtner, ihm an Ort und Stelle genau den Platz gezeigt hat, wo Bach's Gebeine ruhen. Derselbe befindet sich dem südlichen Eingange zur Kirche gegenüber, in einer Entfernung von etwa sechs Schritten. ... Die vom Rathe jetzt aufgestellte Gedächtnißtafel ist, nach angegebener Hinweisung, demnach an ganz richtig gewählter Stelle der Kirchenwand angebracht.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> W. His, *Johann Sebastian Bach. Forschungen über dessen Grabstätte, Gebeine und Antlitz. Bericht an den Rath der Stadt Leipzig*, Leipzig 1895 (Ebenfalls von His: *Anatomische Forschungen über Johann Sebastian Bach's Gebeine und Antlitz nebst Bemerkungen über dessen Bilder. Des XXII. Bandes der Abhandlungen ... der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften*, Leipzig 1895).

<sup>6</sup> His (wie Fußnote 5), S. 4.

<sup>7</sup> G. Wustmann, *Bachs Grab*, in: *Die Grenzboten* 53, Nr. 42 (Leipzig 1894), S. 118.

<sup>8</sup> *Erste Beilage zur Leipziger Zeitung*, Nr. 67 (21. März 1885), S. 1000, unter „Kunst und Wissenschaft“. Die Gedenktafel an der Südwand der alten Johanniskirche wurde nicht unmittelbar neben der Kirchentür sondern etwas östlich versetzt angebracht. Sie ist auf Photographien aus der Zeit vor deren Abriß 1894 erkennbar. Das vermutete Bach-Grab befand sich etwa zwischen der Tür und der Gedenktafel (siehe His, wie Fußnote 5, Skizze auf S. 5).

Wustmann nennt diese Überlieferung „ungeschickt erfunden“, mit der Begründung: „Vor sechzig Jahren, im Jahre 1834, hat weder ein fünfzehnjähriger Junge nach Bach fragen, noch ein neunzigjähriger ‚Gärtner‘ eine solche Frage beantworten können.“<sup>9</sup> Hier urteilt Wustmann offensichtlich nach eigener Befindlichkeit, denn völlig ausgeschlossen wäre eine solche mündliche Überlieferung nicht. Ungeachtet der Einwände Wustmanns wurde in dem spezifizierten Areal nach dem Grab gesucht.<sup>10</sup>

Neben dieser eher vagen mündlichen Überlieferung gibt ein Vermerk in den Rechnungen zu Bachs Beerdigung klare Auskunft über die Beschaffenheit seines Sarges: „wegen Herrn Johann Sebastian Bachs eichenen Sarg“.<sup>11</sup> Während in dem Grabungsfeld Überreste von zahlreichen Kiefernholzsärgen gefunden wurden, kamen Fragmente von nur drei Eichenholzsärgen zum Vorschein. Nach Beurteilung von His gehörten die sterblichen Überreste aus einem dieser Eichensärge „einem älteren, keineswegs sehr grossen, aber wohlgebauten Manne“.<sup>12</sup> Aufgrund weiterer Untersuchungen und durch die Arbeiten des Leipziger Bildhauers Carl Seffners kam His zu dem Schluß: „Die Uebereinstimmung zwischen den wesentlichen Eigenschaften des Schädels und denen der Bilder [in erster Linie das des authentischen Bach-Porträts von Elias Gottlob Haußmann] ist aber entscheidend festgestellt, nachdem es Herrn Seffner gelungen ist, über dem Schädelabgüsse, unter strenger Innehaltung eines für die Gesichtsoberfläche anatomisch festgestellten Systems von Punkten, die charakteristisch portraittähnliche Büste von Joh. Seb. Bach zu formen.“<sup>13</sup>

Ungeachtet der mageren Anhaltspunkte gelangte die Kommission am 8. März 1895 zu folgendem „Schlussurtheil“, das nun auch Wustmann unterzeichnete: „Die Annahme, dass die am 22. October 1894 an der Johannis-Kirche in einem eichenen Sarge aufgefundenen Gebeine eines älteren Mannes die Gebeine von Johann Sebastian Bach seien, ist in hohem Grade wahrscheinlich.“<sup>14</sup> Die Untersuchungen wurden nach damaligen Maßstäben und Möglichkeiten zwar relativ gut dokumentiert,<sup>15</sup> doch würden sie heutigen Anforderungen

<sup>9</sup> Wustmann (wie Fußnote 7), S. 118.

<sup>10</sup> Graphische Darstellung des Grabungsareals bei His (wie Fußnote 5), S. 5; siehe auch R. Ludewig, *Johann Sebastian Bach im Spiegel der Medizin*, Grimma 2000, S. 53.

<sup>11</sup> Dok II, Nr. 610; Wustmann (wie Fußnote 7), S. 124.

<sup>12</sup> His (wie Fußnote 5), S. 6. Die Gebeine in den beiden anderen Eichensärgen kamen für His nicht in Frage. In einem war eine junge Frau begraben worden, der andere Sarg enthielt „einen völlig zerquetschten Schädel“, der „für uns ausser Betracht fällt“.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 16. Diese Büste sollte zugleich eine Vorarbeit für Seffners späteres, 1908 auf dem Thomaskirchhof aufgestelltes Bach-Denkmal werden.

<sup>14</sup> Ebenda.

<sup>15</sup> His (wie Fußnote 5); Ludewig (wie Fußnote 10), S. 55. Mit beißender Ironie re-

kaum mehr genügen. Die ursprünglich für 1898 vorgesehene Beisetzung der aufgefundenen Gebeine anlässlich der Versammlung der evangelischen Kirchengesangvereine Deutschlands in Leipzig wurde aus verschiedenen Gründen verschoben, so daß sie erst am 16. Juli 1900 in einem einen Zinksarg umschließenden Sarkophag in der Gruft der Johanniskirche ihre neue Ruhestätte fanden.<sup>16</sup>

Ein mögliches Grab Anna Magdalena Bachs wird in dem Bericht von His nicht erwähnt, jedenfalls nicht direkt. Nur in einer Fußnote ist mitgeteilt: „Ueber ihm [den Sarg J. S. Bachs] hatte sich ein Sarg von Kiefernholz befunden.“<sup>17</sup> Dem Grabungsbericht ist zu entnehmen, daß J. S. Bachs Sarg 1,77 m tief in die Erde versenkt worden war; mithin befand er sich in einem der sogenannten flachen Gräber.<sup>18</sup> Die Grabstelle war ursprünglich also nicht für ein übereinander liegendes Doppelgrab vorgesehen.<sup>19</sup> Da der Kiefernarsarg jedoch nur knapp über dem Eichensarg gelegen haben muß und offenbar zwischen den beiden Bestattungen kein größerer Zeitraum lag, erscheint die Vermutung, daß es sich um das Grab Anna Magdalenas handelte, nicht ganz unbegründet. Doch obgleich diese Auffassung seit der Grabung bestand, fand sie keinen Eingang in die offizielle Dokumentation. Erst 1935 wurde sie in einem Beitrag von Arthur Jubelt in den *Zeitzer Neuesten Nachrichten* schriftlich fixiert.<sup>20</sup> Über das Grab der gebürtigen Zeitzerin schreibt er: „Ihre Ruhestätte fand sie

---

agierte E. Klotz auf die Suche nach Bachs Grab in seinem Beitrag *Das fragwürdige Tottenbein von Leipzig*, Leipzig 1906, der im Selbstverlag von Paul de Wit erschien; siehe auch Ludewig, S. 60.

<sup>16</sup> Stadtarchiv Leipzig, *Acta, die Einladungen zu den Sitzungen des Kirchenvorstandes zu St. Johannis sowie Protocollabschriften enthaltend, Kap. 41, E. Nr. 6*, Bd. 1, Bl. 165, 167v und weitere (*Wiederbestattung betr.*); Ludewig (wie Fußnote 10), S. 58f.; *Acta, Johanniskirche betr., Kap. 41, E. Nr. 3*, Bd. 3, Bl. 8 und weitere (zu einem Konflikt mit Hugo Licht wegen der Sarkophage, 1900). Die Gebeine des Leipziger Dichters Christian Fürchtgott Gellert (1715–1769) wurden im Oktober 1900 ebenfalls in der Gruft der Johanniskirche wiederbestattet. Gellerts Grab befand sich ursprünglich auch auf dem alten Johannisfriedhof, wo es noch bis zur Umbettung zu erkennen war.

<sup>17</sup> His (wie Fußnote 5), S. 6, Fußnote 1.

<sup>18</sup> Ebenda. Zudem wird vermerkt, daß eine später aufgekommene „Schuttschicht von 60 cm“ bei der Berechnung der Grabtiefe nicht berücksichtigt wurde, siehe auch His, S. 4 und 16.

<sup>19</sup> Ein alphabetisch geführtes Doppelgräberbuch der Jahre 1746 bis 1771 (Stadtarchiv Leipzig) ist unter den Buchstaben A und B unvollständig erhalten. Die fehlenden Eintragungen sind jedoch in einer Abschrift überliefert. Der Name Bach ist in dem fraglichen Zeitraum nicht zu finden. Die Lage der flachen Gräber wurde nicht vermerkt; auch daraus ist zu schließen, daß Bach in einem flachen Grab beerdigt wurde. Siehe auch Wustmann (wie Fußnote 7), S. 124f.

<sup>20</sup> A. Jubelt, *Anna Magdalena Bach, die zweite Frau Johann Sebastian Bachs, eine*

an derselben Stelle, wo man 10 Jahre zuvor ihren Mann beerdigt hatte ... Nach Feststellungen in den Gräberbüchern aber handelte es sich bei der Frau, deren Sarg in den unteren des Mannes eingebrochen war, um Bachs Frau Anna Magdalena“. Was Jubelt hier als Faktum formuliert, scheint jedoch nur auf der bis dahin vierzigjährigen mündlichen Überlieferung zu basieren. In den im Stadtarchiv Leipzig aufbewahrten Gräberbüchern konnten jedenfalls keine dokumentarischen Anhaltspunkte gefunden werden, die diese Aussage bestätigen würden. Obwohl bei der Auffindung der Gebeine diejenigen in dem Kiefersarg als die sterblichen Überreste Anna Magdalena Bachs angesehen wurden, hielt man es nicht für wert, sie aufzubewahren.

Im Mittelpunkt des Berichts von His stehen verständlicherweise die in dem Eichensarg bestatteten Gebeine. Die erhaltenen Eichenholzsplitter und die anderen Objekte aus dem Eichensarg bzw. aus dem eingebrochenen Kiefersarg fanden keine Erwähnung. Infolge der somit ausgebliebenen schriftlichen Dokumentation fristeten diese Fundstücke aus den vermuteten Gräbern J. S. Bachs und seiner Ehefrau Anna Magdalena künftig ein Schattendasein.

Nur zwei Anna Magdalena zugeordnete Grabbeigaben wurden 1935 in dem genannten Beitrag von Jubelt erwähnt: „Ihr Sarg enthielt außer den Gebeinen noch einen goldenen Ring mit schwarzem Grubenschmelz und einen Fingerhut ..., die heute als kostbares Andenken an Anna Magdalena Bach in der Johanniskirche aufbewahrt werden.“<sup>21</sup> Die in einem Glaskästchen verwahrten Fundstücke aus den beiden Gräbern lagerten im Tresor der Johanniskirche und blieben weitgehend unbeachtet. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Johanniskirche stark beschädigt, zuerst in der Nacht von 3. zum 4. Dezember 1943, ein weiteres Mal im Februar 1944. Einige Monate später verfaßte Martin Schumpelt, der das Kirchenbuch von St. Johannis führte, einen Bericht über die Situation und die Maßnahmen zur Sicherung der in dem Tresor aufbewahrten Gegenstände:<sup>22</sup>

Die Kirche, beide Kapellen sind vollständig ausgebrannt, der Kirchturm ist zur Hälfte vernichtet, nur was sich im Heizraum der Kirche befand und was im Geldschrank (Tressor) untergebracht war, ist erhalten geblieben. Nach fast 7 Wochen, am 18. Januar 1944 wurde der Geldschrank durch die Firma R. Wolf & Sohn ... in Gegenwart von der Gemeindegemeindeführerin Fräulein Maria Quaas und dem Unterzeichneten aufgeschweißt. Im Geldschrank fanden sich vor: ...

---

*geborene Zeitzerin*, in: *Unsere Heimat im Bild*, Beilage zu den *Zeitzer Neuesten Nachrichten* und Nebenausgaben, Nr. 91 (1935).

<sup>21</sup> Ebenda, mit Abbildung von Ring und Fingerhut. Siehe auch M. Hübner, *Anna Magdalena Bach. Ein Leben in Dokumenten und Bildern*, Leipzig 2004, S. 106 (zu dieser Zeit galten beide Gegenstände noch als verschollen).

<sup>22</sup> Archiv der Nikolaikirche Leipzig, *St. Johanniskirche 1944–1977*, Akte Nr. 43. Neben dem handschriftlich verfaßten Original von M. Schumpelt enthält die Akte eine gering abweichende anonyme Abschrift.

Nach der Aufzählung mehrerer Abendmahls- und Taufgeräte, Talare und anderem mehr endet die Aufzählung mit dem Hinweis auf „1 Glasvitrine mit Andenken aus dem Grabe J. S. Bach's.“ Weiter heißt es in dem Bericht:

Am 20. Februar 1944 ... wurde die Nordseite der Kirche durch eine schwere Sprengbombe nochmals sehr beschädigt. Die Kirchmauer zum Teil gesprengt und die eisernen Türen zu der Bach-Gellert-Gruft heraus gerissen, das Original des Bachkopfes von Prof. Seffner (halb Gesicht, halb Schädel) vollständig vernichtet, der Sarkophag von Bach leicht beschädigt. Alle aus dem Geldschrank gerettete Gegenstände hatte ich in der Gruft eingeschlossen denn diese war, durch zwei eiserne Türen geschützt, der sicherste Raum. Nach diesem neueren Angriff hatte ich nun am Sonntag den 20. Februar abends alle Gegenstände aus der Gruft nach dem hinteren Heizraum gebracht, denn ein verschließbares Gelaß war nicht mehr da, die Kirchenbücher waren schon dort verwahrt. Am Montag d. 21. 2. holte ich Kelche zum reinigen, am Dienstag d. 22. 2. schickte ich den Kirchendiener Wilhelm Schmidt in den Heizraum der Kirche um verschiedene Sachen nach der Kanzlei Seeburgstraße 21 bringen zu lassen. Er kommt wieder und sagt es sei nur noch 1 Flasche Wein da, alle übrigen Flaschen seien zerschlagen oder leer. Ich überzeugte mich selbst, es fehlte nicht nur der Wein (ca 30 Flaschen) sondern aus der kleinen Vitrine mit den Andenken aus J. S. Bachs Grab der Ring der Magdalena Bach. Sofort erstattete ich Anzeige bei der Polizei im Grassimuseum, habe aber bis Ende Mai nichts wieder gehört.

Leipzig, 1. Juni 1944

Martin Schumpelt

Das Glaskästchen und die anderen zwischengelagerten Gegenstände werden wohl bald aus dem ungesicherten Heizraum in die Kanzlei in der Seeburgstraße gebracht worden sein. 1953 erhielt die Johanniskirche, die noch immer auf einen Kirchenneubau hoffte, provisorische Gemeinderäume in der Goldschmidtstraße 14. Dort wurde am 2. Januar 1955 ein Inventar der Besitztümer der Johanniskirche erstellt, in dem auch „1 Glaskassette aus dem Grab von Joh. Seb. Bach im Geldschrank“ vermerkt ist.<sup>23</sup> Die noch viele Jahre eigenständige Gemeinde St. Johannis fusionierte am 1. Januar 1978 mit St. Nikolai, und so gelangte das Kästchen aus der Goldschmidtstraße in das Archiv der Nikolaikirche.

Die Gruft der Johanniskirche blieb bis 1949 von Trümmern verschüttet. Während dieser Jahre lebte eine schon in den 1920er Jahren begonnene Diskussion um eine zukünftige Ruhestätte der Gebeine Bachs erneut auf.<sup>24</sup> Die fast schon legendäre, etwas abenteuerliche Überführung der Gebeine J. S. Bachs aus der Gruft der Johanniskirche in die Thomaskirche erfolgte am 28. Juli 1949 durch

<sup>23</sup> Archiv der Nikolaikirche Leipzig, *Inventar-Verzeichnis der Ev.-Luth. Johanniskirche zu Leipzig*, Akte Nr. 45.

<sup>24</sup> P. Daehne, *Eine Bach-Gruft in der Thomaskirche?*, in: *Leipziger Neueste Nachrichten*, 11. März 1928; Archiv der Nikolaikirche Leipzig, *Bach-Gruft 1945–1948 und Glocken 1917–1969* (betr. Johanniskirche), Akte Nr. 42; siehe auch Ludewig (wie Fußnote 10), S. 61–63.

den Maurermeister Adalbert Malecki.<sup>25</sup> Da diese vorübergehend in der Sakristei von St. Thomas aufbewahrt wurden, bot sich erneut eine Gelegenheit zu ihrer Untersuchung. Der Leipziger Professor der Chirurgie Wolfgang Rosenthal stellte dabei mehrere für Organisten typische Veränderungen am Skelett fest.<sup>26</sup> Diese Erkenntnis wird seither als ein weiteres Indiz für die Identität der Gebeine Bachs gewertet; sie stützt indirekt auch die Identifizierung der Gebeine Anna Magdalena Bachs. Die Fundstücke aus den Gräbern sollen ab März 2010 als Leihgabe der Nikolaikirche in der Schatzkammer des neugestalteten Bach-Museums Leipzig ausgestellt und somit erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Maria Hübner (Leipzig)

## II.

Die folgende Untersuchung zeigt den kulturhistorischen Kontext der genannten Grabfunde auf und unternimmt den Versuch einer Datierung anhand morphologisch vergleichbarer Stücke aus archäologischem Kontext und in Museumsbesitz. Im einzelnen handelt es sich um ein Verschußblech, einen Fingerring (verschollen), ein Vorhängeschloß und einen Fingerhut, die zusammen mit zwei kleinen Eichenholzstücken in einem gläsernen Kästchen liegen (siehe Abb. 2–3).<sup>27</sup>

### Verschußblech

Das ovale Blech mit einer gleichmäßigen Biegung in Längsrichtung ist 64 mm lang, 35 mm breit und 0,7 mm stark. Es wurde aus einer Kupferlegierung, wahrscheinlich Messing, geschmiedet. Vier eiserne Pflocknieten hielten einen

<sup>25</sup> Der Vorgang der Überführung (an Bachs Todestag) ist in zwei, etwas voneinander abweichenden Berichten dokumentiert – dem offiziellen Protokoll der Leipziger Superintendentur vom 3. August 1949 mit Unterschriften unter anderem von A. Malecki (siehe Ludwig, wie Fußnote 10, S. 62) und einem anonymen, undatierten, jedoch detaillierteren maschinenschriftlichen Schreiben (Bach-Archiv Leipzig, Signatur: R-SM 4/33).

<sup>26</sup> W. Rosenthal, *Die Identifizierung der Gebeine Johann Sebastian Bachs. Mit Bemerkungen über die „Organistenkrankheit“*, in: Leopoldina, Mitteilungen der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Reihe 3, 8./9. Jahrgang, Halle 1962/63, S. 234–241.

<sup>27</sup> Für ihre Unterstützung bei der Abfassung dieses Aufsatzes sei Frau Kerstin Wiese und Herrn Christian Jürgens, beide Leipzig, herzlich gedankt.

längs die gesamte Außenseite mittig umspannenden Bügel. Seine Enden laufen in Form rundlicher Erweiterungen zur Aufnahme der Nietlöcher aus. Der Bügel zeigt zu seiner Unterseite hin hochgebördelte Langseiten und zehn quer zur Längsrichtung angeordnete Schlitzlöcher mit gerundeten Enden. Die Höhe des Bügelquerschnitts beträgt maximal 2,8 mm. Besser erhaltene Verschlussbleche zeigen, daß in diese Aussparungen ein Haken faßte, so daß der Gegenstand wie ein Gürtelverschluß genutzt werden konnte. Der Haken aus Blech ruhte dabei zwischen dem eigentlichen Verschlussblech und dem genannten Bügel. Einer der Schlitzlöcher weist deutliche Gebrauchsspuren durch Zugspannung auf.

In Mitteleuropa sind eine ganze Reihe derartige Verschlussbleche aus Gräbern bekannt. Grundlegend arbeitete Axel Lungershausen über diese Teile der Totenbekleidung.<sup>28</sup> Funde liegen aus der Abtei Liesborn, Landkreis Warendorf (Westfalen), Braunschweig, Wolfenbüttel, Göttingen, Augsburg, Opava/Troppau (Tschechien), Kleinmariazell (Niederösterreich), Klostermarienberg (Burgenland, Österreich)<sup>29</sup> und Risch, Kanton Zug (Schweiz) vor.<sup>30</sup> Ein weiteres sächsisches Verschlussblech stammt aus der Liebenauschen Gruft in Pirna.<sup>31</sup>

Die Verschlüsse fanden sich in Gräbern unterschiedlich vermöglicher Personen. Das Braunschweiger Stück lag in der Bestattung einer mittellosen Frau, die in schlichter Form auf dem Friedhof des St.-Thomae-Hospitals beigesetzt wurde. Als vermöglicher kann die Wolfenbütteler Bestattung eingestuft werden. Sowohl Katholiken als auch Lutheraner gehören zu den Bestatteten. Die 14 Verschlüsse aus St. Ulrich und Afra in Augsburg gehörten zu männlichen Verstorbenen. Die Wolfenbütteler Bestattung läßt sich einer historisch bekannten Person, nämlich Salome Dorothea von Heimbürg zuweisen, die am 19. Dezember 1684 im Alter von 65 Jahren verstarb und am 29. Januar 1685 in der Kirchengruft der protestantischen Hauptpfarrkirche Beatae Mariae Virginis beigesetzt wurde.<sup>32</sup>

Die Bestattungen in Opava erfolgten in der sogenannten Mährischen Kapelle der St. Wenzelskirche. Die dortige Krypta wurde 1616 angelegt; bestattet

<sup>28</sup> A. Lungershausen, *Buntmetallfunde und Handwerksrelikte des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus archäologischen Untersuchungen in Braunschweig*, in: Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 34, Rahden/Westfalen 2004, 43–47.

<sup>29</sup> *Fundort Kloster: Archäologie im Klösterreich. Katalog zur Ausstellung im Stift Altenburg*, hrsg. vom Bundesdenkmalamt Österreich, Horn 2000, S. 312f. (Kat.-Nrn. 28.82–28.83).

<sup>30</sup> Vgl. P. Eggenberger, T. Glauser und T. Hofmann, *Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug*, in: Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug, Bd. 5, Zug 2008, S. 240 (E. Roth Heege), Abb. 205c.

<sup>31</sup> Stadtmuseum Pirna, Inv.-Nr. IV 69/1093, freundliche Mitteilung von Sabine Holtermann, Pirna.

<sup>32</sup> Lungershausen (wie Fußnote 28), S. 43f. und Anmerkung 155.

wurde ab 1620. Jüngere Bestattungen aus der Zeit nach 1720 bis zur Schließung der Gruft 1760 enthielten keine Verschußbleche mehr.<sup>33</sup> Der Fund aus St. Verena in Risch gelangte vor einem Kirchenumbau 1680/84 in den Boden. In das Jahr 1685 fällt die Beisetzung in Wolfenbüttel. Der Braunschweiger Spitalfriedhof erbrachte bei einer Grablegungszeit von 1707 bis 1754 den jüngsten Nachweis, so daß eine Datierung des Leipziger Stücks auf die Zeit vom fortgeschrittenen 17. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgen kann.

Die Braunschweiger und Augsburger Funde lagen im Beckenbereich der Toten. Die Bleche dienten vermutlich als Verschußmechanismus eines Gürtels, der das Totenhemd im Taillenberg zusammenraffte.<sup>34</sup>

### Fingerring

Der Fingerring hat die Gestalt eines einfachen Reifes mit flach D-förmigem Profilquerschnitt.<sup>35</sup> Um den Reif verläuft ein Band aus akanthusblattgefüllten Rauten, die Zwickel zwischen den Rauten und dem Außenrand sind wiederum durch gleichartige, vermutlich niellierte Blätter gefüllt. Möglicherweise bilden die Rauten jeweils plane Flächen; dies läßt sich anhand der historischen Abbildungen jedoch nicht eindeutig erkennen. Ähnliche Gestaltungsformen sind an Fingerringen des späten 17. und 18. Jahrhunderts in Privatsammlungen und Museen zu beobachten, die im wesentlichen über die stilistische Ausprägung der Ringköpfe datiert werden.<sup>36</sup>

### Vorhängeschloß

Das Vorhängeschloß aus einer Kupferlegierung hat einen annähernd runden, aus zwei Teilen zusammengelöteten Kasten mit einer Höhe von maximal 16,5 mm bei einer Stärke von 4,6 mm. Die Vorderseite, die sogenannte Schloß-

<sup>33</sup> V. Šikulová, *Krypta v moravské kapli kostela Sv. Václava v Opavě* [Die Krypta in der mährischen Kapelle der St. Wenzelskirche in Opava], in: *Přehled výzkumů 1968* (1970), S. 67–70; und I. Fingerlin, *Die frühneuzeitlichen Bestattungen im Kreuzgang von St. Ulrich und Afra in Augsburg*, in: *Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg 1961–1968*, hrsg. von J. Werner, München 1977 (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. 23.), Bd. 1, S. 487–518, speziell S. 504.

<sup>34</sup> Bis in die 1960er Jahre hinein existierte in Leipzig eine mündliche Überlieferung, nach der das gewölbte Metallstück als eine Schuhschnalle von Anna Magdalena Bach angesehen wurde (freundliche Mitteilung von Hans-Joachim Schulze); siehe auch Hübner (wie Fußnote 21), S. 106.

<sup>35</sup> Jubelt (wie Fußnote 20), dort Abb. des Ringes (siehe auch Abb. 3).

<sup>36</sup> A. B. Chadour, *Ringe. Die Alice und Louis Koch Sammlung. Vierzig Jahrhunderte durch vier Generationen gesehen*, 2 Bde., Leeds 1994, Bd. 1, S. 253 (Kat.-Nr. 822); dort weitere Parallelen.

decke, wurde zusammen mit den Seitenwänden aus einem Stück gefeilt. Im Außenrand zeigt der Kasten zwei gerundete Erweiterungen zur Aufnahme des Bügels, dessen Durchmesser 2,6 mm beträgt. Der Bügelhalter tritt nicht über den Kasten hervor. Ein Verdeck mit einer Stärke von 1,4 mm überspannt die gesamte Vorderseite. Eigentlich würde der Nutzer unter dem unteren Ende des Verdecks ein Schlüsselloch erwarten, doch das Schloß läßt sich nicht mit einem Schlüssel, sondern durch Verschieben des oberen Verdeckabschnitts öffnen.

Die Rückseite, das so genannte Schloßblech, wurde analog symmetrisch gestaltet, wobei die Rückwand mit den ovalen Erweiterungen und das Verdeck aus einem einzigen Stück Metall gefeilt wurden. Der dort hervorspringende Blechstreifen ist unbeweglich. Der U-förmig gebogene eiserne Bügel weist einen runden Profilquerschnitt von 0,7 mm Durchmesser auf.

Frühe bildliche Darstellungen solcher Schlösser zeigt Henri-Louis Duhamel du Monceau in seiner 1767 in Paris erschienen *Art du serrurier*, die in der Übersetzung von Daniel Gottfried Schreber 1769 zu einem wichtigen Lehrbuch wurde.<sup>37</sup> Dort werden die Fortsätze des Schloßkastens zur Aufnahme des Bügels als Ohren bezeichnet. In der großen Enzyklopädie von Denis Diderot und Jean Baptiste d'Alembert aus den Jahren 1762–1777 werden runde Schlösser ohne die genannten Ohren vorgestellt.<sup>38</sup>

Bei derartig geformten Hängeschlössern handelt es sich um frühe Serienprodukte aus dem angehenden 19. Jahrhundert. Diese wurden um 1831 unter der Bezeichnung „Sächsische Löthschlösser“ weltweit vertrieben. Zu den Produktionsorten zählten Schmalkalden, Salungen und Steinbach.<sup>39</sup> Thomas Hölzel bezeichnet sie wegen ihrer runden Gestalt als Radschlösser und zählt sie zu den gewöhnlichsten Schlössern, die fast in allen Gegenden Deutschlands, besonders im Berauner Kreise gefertigt wurden.<sup>40</sup> Ein vergleichbares

<sup>37</sup> H. L. Duhamel du Monceau, *Art du serrurier*, Paris 1769; deutsche Übersetzung von D. G. Schreber: *Die Schlösserkunst*, Leipzig 1769, S. 359 mit Tafel XXXII, Fig. 3.

<sup>38</sup> D. Diderot und J.-B. d'Alembert, *Encyclopédie, ou Dictionnaire des sciences, des arts et des metiers. Recueil de planches, sur les sciences, les arts libéraux, et les arts mécaniques, avec leur explication*, Paris 1762–1777, Band *Serrurier–Ferraonnier*, Tafel XXIX, Fig. 133 (siehe auch *Diderots Enzyklopädie. Die Bildtafeln 1762–1777*, Reprint Augsburg 1995).

<sup>39</sup> T. Hölzel, *Abbildungen von Schlosserwaren im neuesten Wiener, Pariser und Lond'ner Stil. Ein Handbuch für Baukünstler, Ingenieure, Wirtschaftsbeamte, Eisenfabrikanten, Eisenhändler und vorzüglich für Schlosser*, Bd. 2: *Die Sicherheits-Schlösser* (o. O. 1831, Nachdruck Hannover 1983), Heft 6, Tafel 32; sowie M. Scheffold, *Schlüssel und Schlösser aus der Hafengrabung Stade (Niedersachsen)*, maschr. Magisterarbeit, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Bamberg o. J., 86f.

<sup>40</sup> Hölzel (wie Fußnote 39), Bd. 1, Heft 6, Tafel 31.

Exemplar wurde im alten Hafen von Stade an der Niederelbe gefunden.<sup>41</sup> Weitere Exemplare aus dem 19. Jahrhundert sind in Museumsbesitz überliefert.<sup>42</sup> Der Grundtyp kann heutzutage noch in Westdeutschland bei Schlössern beobachtet werden, die Schrankenanlagen zur Abspernung von Waldwegen sichern.

### Fingerhut

Der Fingerhut besteht aus einer Kupferlegierung, wohl Messing, und hat eine leicht konische Gestalt mit gewölbter Kappe (Krone). Seine Höhe beträgt 17,5 mm bei einem Durchmesser von 14,5–18,5 mm und einer Materialstärke von 0,7 mm. Der unverstärkt gestaltete Rand ist durch einen glatten Abschnitt mit zwei kantigen Rillen deutlich von einem gleichmäßig gepunzten Bereich abgesetzt. Die runden Punzen wurden sorgfältig auf Versatz gesetzt. Körper und Krone wurden in einem Stück aus Blech getrieben und anschließend gepunzt. Die Punzen auf der Krone sind ebenso angeordnet wie die auf dem Mantel.

Die kulturgeschichtliche Einordnung von Fingerhüten wird durch einen unzureichenden Forschungsstand erschwert. Fingerhüte wurden schon seit dem 16. Jahrhundert in Großserien für den überregionalen Absatz produziert. Der Leipziger Fund lehnt sich in seiner Grundform an englische Exemplare aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an.<sup>43</sup> Für eine Datierung auf die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts spricht ein Fund aus Amsterdam.<sup>44</sup> Ein weiteres Vergleichsstück wurde in Winchester (Großbritannien) in einer Grabungsschicht aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geborgen.<sup>45</sup> Die Anordnung und die Form der Punzen waren noch bis ins 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts üblich.<sup>46</sup>

### Resumee

Zusammenfassend sei festgehalten, daß das Verschlussblech wahrscheinlich Teil der zur Bestattung verwendeten Funeralkleidung war. Der Fingerhut könnte durchaus zu Lebzeiten A. M. Bachs gebräuchlich gewesen sein, wäh-

<sup>41</sup> Scheffold (wie Fußnote 39), Tafel 11.6.

<sup>42</sup> Vgl. B. Hoffmann, und J. Mende, *Schloß & Schlüssel. Bestandskatalog der Stiftung Stadtmuseum Berlin Sammlung des Märkischen Museums*, Berlin 1995, passim.

<sup>43</sup> Vgl. B. McConnel, *Fingerhüte. Ratgeber für Liebhaber und Sammler*, Erlangen 1996, S. 25.

<sup>44</sup> J. Baart et al., *Opgravingen in Amsterdam. 20 jaar stadskernonderzoek*, Amsterdam 1977, S. 146, Abb. 147.

<sup>45</sup> M. Biddle, *Object and Economy in Medieval Winchester*, 2 Bde., Oxford 1990 (Winchester Studies. 7.), Bd. 2, S. 811 f. und Abb. 235.

<sup>46</sup> Siehe McConnel (wie Fußnote 43), S. 76.

rend das Schloß nicht mit der Beisetzung in Zusammenhang stehen kann. Der Fingerhut und auch der Fingerring könnten absichtlich als Beigabe mit in das Grab gelegt worden sein, denn bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist in Mitteldeutschland und Brandenburg der Brauch überliefert, dem Toten persönliche Gegenstände mitzugeben,<sup>47</sup> wobei der Aberglaube eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

*Stefan Krabath (Dresden)*

<sup>47</sup> C. Gander, *Tod und Begräbnis*, in: *Niederlausitzer Mitteilungen* 1 (1890), S. 338–344; sowie G. Buschendorf, *Vorgeschichtliche Bestattungsbräuche noch im 19. Jahrhundert*, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 33 (1949), S. 124–127.



Abb. 1. Glaskästchen mit Grabfunden,  
Bach-Archiv Leipzig, Leihgabe der Nikolai-Kirche Leipzig



Abb. 2. Grabfunde: Holzsplitter, Fingerhut, Vorhängeschloß, Verschußblech



Abb. 3. Grabfunde: Ring und Fingerhut (Foto 1935)